

Joanne  
**Harris**  
BLAUE AUGEN



List

ROMAN

Joanne  
**Harris**  
BLAUE AUGEN

ROMAN

List ist ein Verlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH  
ISBN 978-3-471-35053-9  
© 2010 by Joanne Harris  
© der deutschsprachigen Ausgabe  
2011 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten  
Gesetzt aus der Minion  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

List Taschenbuch

## TEIL EINS

1

# Blau

Es war einmal eine Witwe, die hatte drei Söhne.  
Sie hießen Schwarz, Braun und Blau. Schwarz war  
der älteste, er war launisch und streitsüchtig. Braun  
war der mittlere, er war ängstlich und schwerfällig.  
Blau jedoch war der Liebling der Mutter.  
Und er war ein Mörder.

*Ihr lest das Blog von **blauauge**, gepostet auf:  
**boesebuben@webjournal.com**  
**Eingestellt** am Montag, den 28. Januar um 2:56 Uhr  
**Zugang:** öffentlich  
**Gefühlslage:** *nostalgisch*  
**Höre gerade:** *Captain Beefheart: ›Ice Cream For Crow‹**

Mord hat die Farbe Blau, denkt er. Eisblau, Rauchblau, Frostbeulen-, Autopsie-, Leichensackblau. In so vieler Hinsicht ist Blau auch seine Farbe, sie fließt wie elektrischer Strom durch seine Schaltkreise und macht dabei einen mörderischen Lärm.

Alles ist blau getönt. Er sieht es, spürt es überall, vom Blau seines Computerbildschirms bis zum Blau der Venen auf ihrem Handrücken, die jetzt erhöht sind und sich winden wie die Spuren der Sandwürmer am Strand von Blackpool. Dorthin sind sie alle vier gefahren, jedes Jahr an seinem Geburtstag, und er bekam eine Eiswaffel und badete im Meer und suchte unter den Tangbergen nach den trippelnden kleinen Krabben und warf sie in seinen Eimer, wo sie in der brennenden Hitze der Geburtstagssonne starben.

Er ist erst vier Jahre alt, und es liegt etwas merkwürdig Unschuldiges in der Art, wie er diese unbedeutende und unabsichtliche Gewalttat begeht. Sie vollzieht sich ohne jede Heimtücke, lediglich aus wacher Neugier auf das krabbelnde Ding, das zu entkommen ver-

sucht, indem es auf dem Boden des blauen Plastikeimers ständig im Kreis tänzelt. Stunden später gibt es den Kampf auf und dreht mit gespreizten Scheren seinen bunten Bauch nach oben, eine vergebliche Geste der Unterwerfung. Zu diesem Zeitpunkt hat er längst das Interesse verloren und isst ein Mokkaeis (eine erlesene Wahl für einen so kleinen Jungen, aber Vanille mochte er noch nie), weshalb er das Wesen erst wiederentdeckt, als der Tag zu Ende geht und es Zeit wird, den Eimer auszuleeren und heimzugehen. Überrascht stellt er fest, dass es tot ist, ja, er fragt sich sogar, wie so etwas überhaupt je am Leben gewesen sein konnte.

Seine Mutter findet ihn, wie er mit großen Augen im Sand sitzt und das tote Ding mit der Fingerkuppe anstupst. Am meisten Sorge macht ihr nicht, dass ihr Sohn ein Mörder ist, am meisten Sorge macht ihr seine Beeinflussbarkeit und dass ihn vieles auf eine Art beunruhigt, die sie nicht versteht.

»Spiel nicht damit«, sagt sie. »Das ist eklig. Komm da weg.«

»Warum?«, will er wissen.

Gute Frage. Die Wesen im Eimer waren den ganzen Tag ungestört. Er denkt darüber nach. »Sie sind tot«, stellt er fest. »Ich habe sie gesammelt, und jetzt sind sie tot.«

Seine Mutter schlingt die Arme um ihn. Genau davor fürchtet sie sich: vor einer Art Ausbruch, womöglich mit Tränen, so dass die anderen Mütter sie von oben herab anschauen, ihr verächtliche Blicke zuwerfen.

Sie tröstet ihn. »Du kannst nichts dafür. Es war nur ein Unfall. Nicht deine Schuld.«

*Ein Unfall*, denkt er. Er weiß schon, dass das eine Lüge ist. Es war kein Unfall, es war seine Schuld, und die Tatsache, dass seine Mutter es leugnet, verwirrt ihn mehr als ihre schrille Stimme und die fieberhafte Art, mit der sie ihn umklammert hält, wobei sie sein T-Shirt mit Sonnenöl beschmiert. Er entzieht sich ihr – er hasst Flecken –, und sie wirft ihm einen misstrauischen Blick zu und fragt sich, ob er wohl zu weinen anfangen wird.

Er überlegt, ob er es tun soll. Vielleicht erwartet sie das ja von

ihm. Aber er spürt, wie besorgt sie ist, wie sehr sie sich bemüht, ihn zu beschützen. Der Kummer seiner Ma riecht wie eine Mischung aus Kokosnuss-Sonnenöl und dem Geschmack tropischer Früchte, und plötzlich begreift er: *Tot sind sie! Tot!*, und beginnt nun tatsächlich zu weinen.

Sie aber schaufelt mit dem Fuß Sand über seinen restlichen Fang – eine Schnecke, eine Garnele, ein winziger japsender Plattfisch, den kleinen Mund in einem traurigen Halbmond nach unten gezogen –, sie lächelt und singt dabei: *Na so was! Alles fort!*, bemüht sich, ein Spiel draus zu machen. Dabei hält sie ihn ganz fest: Nicht der geringste Schleier von Schuldbewusstsein soll den Blick ihres Lieblings mit den blauen Augen trüben.

Er ist so sensibel, denkt sie. So unglaublich phantasievoll. Seine Brüder sind von ganz anderer Art, mit ihren schorfigen Knien, den wirren Haaren, den Ringkämpfen auf den Betten. Seine Brüder brauchen ihren Schutz nicht. Sie haben einander. Sie haben ihre Freunde. Sie mögen Vanilleeis, und wenn sie Cowboy spielen (zwei Finger zur Pistole geformt), dann tragen sie immer die weißen Hüte und bestrafen die Bösen.

Aber er war schon immer anders. Neugierig. Leicht zu beeindrucken. *Du denkst zu viel*, sagt sie manchmal zu ihm, mit dem verliebten Blick einer Frau, die an dem bewunderten Wesen keinen echten Fehler finden kann. Er versteht bereits, dass sie ihm ergeben ist, dass sie ihn vor jeder Unbill beschützen will, vor jeder dunklen Wolke, die über den blauen Himmel seines Lebens hinwegziehen könnte, jeder möglichen Verletzung, sogar vor denjenigen, die er sich selbst zufügt.

Denn die Liebe einer Mutter ist unkritisch, selbstlos und aufopfernd, die Liebe einer Mutter verzeiht alles: Tobsuchtsanfälle, Tränen, Gleichgültigkeit, Undankbarkeit und Grausamkeit. Die Liebe einer Mutter ist ein schwarzes Loch, das jede Kritik aufsaugt, jede Schuldzuweisung widerlegt, jede Gotteslästerung, jeden Diebstahl, jede Lüge entschuldigt und noch die gemeinste Tat in etwas verwandelt, für das er nichts kann ...

Na so was! Alles fort!  
Sogar einen Mord.

**Kommentare:**

**Captainteddykiller:** LOL, Alter. Das fetzt!

**ClairDeLune:** *Das ist wunderschön, **blauauge**. Ich finde, du solltest mehr über die Beziehung zu deiner Mutter schreiben und wie sie dich beeinflusst hat. Niemand kommt böse auf die Welt. Wir treffen lediglich schlechte Entscheidungen. Ich freue mich schon auf das nächste Kapitel!*

**JennyTricks:** (Posting gelöscht)

**JennyTricks:** (Posting gelöscht)

**JennyTricks:** (Posting gelöscht)

**blauauge:** Danke euch ...

2

Ihr lest das Blog von **blauauge**.

**Eingestellt** am Montag, den 28. Januar um 17:39 Uhr

**Zugang:** eingeschränkt

**Gefühlslage:** tugendhaft

**Höre gerade:** Dire Straits: ›Brothers In Arms‹

Mein Bruder war noch keine Minute tot, als ich die Nachricht schon in meinem Blog hatte. Ungefähr so lange dauert es: sechs oder sieben Sekunden für das Filmen der Szene mit der Handy-Kamera, fünfundvierzig, um das Material bei YouTube hochzuladen, zehn, um eine Twitter-Nachricht an alle Freunde zu schicken – 13:06 *OMG! Hab gerade einen schrecklichen Unfall gesehen* –, und dann folgten die Mitteilungen an mein Blog, die SMS, die E-Mails, die O-Gott-wie-grauenvolls.

Die Beileidsbekundungen könnt ihr euch gleich sparen. Nigel und ich haben einander vom ersten Tag an gehasst, und nichts, was er seitdem getan hat – nicht einmal, dass er den Löffel abgegeben hat –, konnte daran etwas ändern. Trotzdem war er mein Bruder. Und so zeigte ich ein gewisses Zartgefühl. Ma würde ziemlich fertig sein, klar, auch wenn er nicht ihr Liebling war. Von drei Söhnen ist ihr nur ein einziger geblieben. Meine Wenigkeit, *Blauauge*, jetzt fast allein auf der Welt ...

Die Polizei ließ sich Zeit, wie immer. Vierzig Minuten, von Tür

zu Tür. Ma war unten und kochte das Mittagessen: Lammkoteletts mit Kartoffelpüree, und zum Nachtsch Kuchen. Seit Monaten hatte ich kaum etwas gegessen, auf einmal bekam ich rasenden Hunger. Vielleicht brauchte es den Tod eines Bruders, um mir richtig Appetit zu machen.

Ich verfolgte die Szene von meinem Zimmer aus: der Streifenwagen, die Türklingel, die Stimmen, der Schrei. Das Poltern, als etwas in der verwinkelten Diele gegen die Wand krachte – ich vermute, das Telefontischchen –, als sie, von zwei Polizisten aufgefangen, hinfiel und hilflos die Arme in die Luft warf, und dann der Geruch nach verbranntem Fett, wahrscheinlich die Lammkoteletts, die sie unter dem Grill gelassen hatte, als sie die Tür öffnete ...

Das war mein Stichwort. Der Moment, um mich auszuloggen. Mich der Sache zu stellen. Ich überlegte, ob ich wohl einen meiner iPod-Ohrstöpsel drinlassen konnte. Ma hat sich so an die Dinger gewöhnt, dass es ihr kaum auffallen würde, aber die beiden Polizisten natürlich nicht, und das Letzte, was ich jetzt wollte, war, dass jemand mich für gefühllos hielt.

»Ach, B. B., es ist etwas ganz Schreckliches ...« Meine Mutter neigt zur Theatralik. Verzerrte Gesichtszüge, große Augen, aufgerissener Mund – ihr Gesicht sah aus wie eine Maske der Medusa. Sie hatte die Arme nach mir ausgestreckt, als wollte sie mich nach unten ziehen, ihre Finger gruben sich in meinen Rücken, sie jaulte in mein rechtes Ohr – das ihr ohne den iPod ungeschützt ausgesetzt war – und verschmierte blaue Mascara-Tränen auf meinem Hemdkragen.

»Ma, bitte!« Ich hasse Flecken.

Die Polizistin (es ist immer eine Frau dabei) übernahm es, sie zu trösten. Ihr Partner, ein älterer Mann, sah mich leicht erschöpft an und sagte:

»Mr Winter, es hat einen Unfall gegeben.«

»Nigel?«, sagte ich.

»Es tut mir leid.«

Innerlich zählte ich die Sekunden, während ich im Geist Mark Knopflers Gitarren-Intro zu ›Brothers In Arms‹ abspielte. Ich wuss-

te, dass ich aufmerksam beobachtet wurde, ich konnte es mir nicht leisten, einen Fehler zu begehen. Aber Musik macht alles leichter, sie dämpft unpassende emotionale Reaktionen und lässt mich funktionieren. Zwar nicht völlig normal, aber wenigstens so, wie andere es von mir erwarten.

»Irgendwie wusste ich es«, sagte ich schließlich. »Ich hatte ein ganz schlechtes Gefühl.«

Er nickte, als wüsste er, was ich meinte. Ma faselte und schwafelte noch immer. *Du übertreibst, Ma*. Schließlich standen sie sich nicht besonders nah. Nigel war eine tickende Zeitbombe, es musste früher oder später passieren. Und Autounfälle sind heutzutage so häufig und tragischerweise unvermeidlich. Eine dichtbefahrene Straße, eine vereiste Stelle, nahezu das perfekte Verbrechen, möchte man meinen, über beinahe jeden Verdacht erhaben. Ich überlegte, ob ich anfangen sollte zu weinen, hielt mich dann aber zurück, setzte mich hin – ziemlich zittrig – und legte den Kopf in die Hände. Er tat weh. Ich habe immer schon zu Kopfschmerzen geneigt, besonders bei Stress. *Tu einfach so, als wäre es eine Geschichte, Blauauge. Ein Eintrag in dein Blog*.

Erneut flüchtete ich mich zu meiner imaginären Playlist, wo gerade die Trommeln eingesetzt hatten, in einem vorsichtigen Kontrapunkt zu dem Gitarrenriff, das beinahe lässig und mühelos kam. Es war natürlich nicht mühelos. Nichts, was so präzise ist, kann das je sein. Aber Knopfler hat sehr lange und merkwürdig spatelförmige Finger. Er ist für sein Instrument geboren, könnte man sagen, von Geburt an für dieses Griffbrett, diese Saiten vorgesehen gewesen. Wäre er mit anderen Händen zur Welt gekommen, hätte er sich dann die Gitarre ausgesucht? Oder es überhaupt probiert, im Bewusstsein, dass er immer zweitklassig bleiben würde?

»War mein Sohn allein im Auto?«

»Wie bitte?«, sagte der Polizist.

»War da nicht jemand bei ihm, ein Mädchen?«, fragte Ma, mit der eigenartigen Abscheu, mit der sie immer von Nigels Freundinnen sprach.

Der Polizist schüttelte den Kopf. »Nein.«

Ma grub die Finger in meinen Arm. »Er ist nie unvorsichtig gefahren«, sagte sie. »Mein Sohn war ein ausgezeichnete Fahrer.«

Tja, das zeigt, wie wenig sie von ihm weiß. Nigel fuhr mit der gleichen Zurückhaltung und Feinfühligkeit, die er seinen Mitmenschen gegenüber zeigte. Ich darf das sagen, ich habe noch immer die Narben. Aber jetzt, da er tot ist, wird er zum Musterknaben erklärt. Gerech ist das nicht, nachdem ich so viel für sie getan habe.

»Ich koch dir einen Tee, Ma.« Alles, um sie hier rauszuholen. Ich steuere auf die Küche zu, aber der Polizeibeamte tritt mir in den Weg.

»Ich fürchte, Sie müssen mit uns aufs Revier kommen.«

Mein Mund fühlte sich auf einmal sehr trocken an. »Aufs Revier?«

»Eine reine Formalität.«

Einen Augenblick lang sah ich mich schon festgenommen und in Handschellen abgeführt. Ma in Tränen aufgelöst, die Nachbarn schockiert, ich selbst in einem orangefarbenen Trainingsanzug (die Farbe steht mir wirklich nicht), eingesperrt in einem Raum ohne Fenster. In einer Geschichte würde ich jetzt abhauen: den Polizisten niederschlagen, seinen Wagen klauen und über der Grenze sein, bevor die Polizei die Fahndung rausgeben kann. Im wahren Leben aber –

»Was für eine Formalität?«

»Wir müssen Sie bitten, die Leiche zu identifizieren.«

»Oh. Das.«

»Tut mir leid, Mr Winter.«

Ma überließ es mir natürlich. Sie wartete draußen, während ich dem, was von Nigel noch übrig war, einen Namen gab. Ich versuchte so zu tun, als befände ich mich in einer Geschichte, als würde hier ein Film gedreht, aber ich fiel trotzdem in Ohnmacht. Ich wurde im Krankenwagen nach Hause gebracht. Es hat sich dennoch gelohnt. Jetzt ist er tot, und ich bin den Mistkerl auf ewig los.

Es ist eine Geschichte, das ist ja klar. Ich habe nie jemanden ermordet. Ich weiß schon, man hört immer, man solle *das schreiben, was man weiß*, so als könnte man das überhaupt. Als wäre das *Wissen* das Allerwichtigste, wo es doch das Wünschen ist. Aber wenn ich mir wünsche, mein Bruder wäre tot, habe ich noch lange kein Verbrechen begangen. Ich kann nichts dafür, wenn das Universum tut, was mein Blog vorgibt. Und so geht das Leben mehr oder weniger unverändert weiter – für die meisten von uns –, und *Blauauge* schläft den Schlaf des Gerechten, wenn auch nicht unbedingt den eines Unschuldigen.

### 3

Ihr lest das Blog von **blauauge**.

**Eingestellt** am Montag, den 28. Januar um 18:04 Uhr

**Zugang:** eingeschränkt

**Gefühlslage:** Blabla

**Höre gerade:** Del Amitri: ›Nothing Ever Happens‹

Das war vor zwei Tagen. Wir sind schon wieder im normalen Leben angekommen, abgesehen von den Vorbereitungen für die Beerdigung. Zurück in unseren bequemen Ritualen, unserer alltäglichen Routine. Für Ma ist es das Abstauben der Porzellanhunde, für mich natürlich das Internet: mein Blog, meine Playlists, meine Morde.

*Internet.* Ein interessantes Wort. Ein Wort wie aus der Tiefe des Unterbewusstseins. Ein Netz für etwas, das interniert wurde, oder etwas, das noch darin versenkt, darin begraben werden soll. Ein Aufbewahrungsort für alles, was wir in unserem Leben lieber geheim halten. Aber wir schauen trotzdem gern zu, oder? Durch eine dunkel getönte Scheibe sehen wir, wie die Welt sich dreht, eine Welt, die von Schatten und Spiegelbildern bevölkert ist, und nie weiter als einen Mausklick entfernt. Ein Mann bringt sich um – live, vor einer Webcam. Es ist abstoßend, aber auch auf seltsame Weise zwingend. Wir fragen uns, ob es gestellt war. Das könnte es sein, alles könnte gestellt sein. Aber auf einem Computerbildschirm wirkt es gleich so viel echter. Sogar das Alltägliche – gerade das – bekommt eine

besondere Bedeutung, wenn man es durch das Auge der Kamera betrachtet.

Dieses Mädchen beispielsweise. Das Mädchen im hellroten Dufflecoat, das fast jeden Tag an meinem Haus vorbeikommt, vom Wind zerzaust und offenbar ohne zu ahnen, dass es von einer Kamera verfolgt wird. Sie hat ihre Gewohnheiten, genau wie ich. Sie kennt die Macht der Wünsche. Sie weiß, dass die Triebkraft der Welt nicht die Liebe ist, nicht einmal das Geld, sondern die *Besessenheit*.

Besessenheit? Ganz genau. Wir sind alle besessen. Besessen vom Fernsehen, von der Größe unserer Penisse, vom Geld und vom Ruhm und vom Liebesleben der anderen. Die virtuelle Welt ist keineswegs tugendhaft, sie ist ein stinkender Haufen aus geistigem Müll, Modder und Mordgeschichten, aus Autohandel und Viagra-Verkäufen, aus Musik und Spielen und Klatsch und Lügen und tragischen Gestalten, die sich irgendwie verlaufen haben und jetzt auf jemanden warten, der sich für sie interessiert, der Verbindung aufnimmt, bloß ein einziges Mal ...

Und hier kommt das Blog ins Spiel. Das Blog, die Website für jeden Geschmack. Eingeschränkter Zugang zum privaten Vergnügen, öffentlich – zumindest für alle anderen. In meinem Blog kann ich mich austoben, wie es mir gefällt, ohne jede Zensur, kann Geständnisse ablegen, kann ich selbst sein oder ein anderer, in einer Welt, in der niemand wirklich der ist, der er zu sein scheint, und in der es jedem Angehörigen eines jeden Stammes freisteht zu tun, was er sich am meisten wünscht.

Ein Stamm? Ja, hier gehört jeder zu einem Stamm, und der teilt sich wieder in Abteilungen und Unterabteilungen. Binäre Adern und Kapillaren verästeln sich zu einer fast unendlichen Anzahl von Permutationen, die sich alle vom Mainstream abgrenzen. Der Reiche im Schloss, der Arme vor dem Tor, der Perverse mit seiner Webcam. Keiner muss alleine jagen, egal, wie weit er sich von der Meute entfernt hat. Hier wird jeder aufgenommen, jeder findet einen Platz, wo er seinen Gelüsten nachgehen kann.

Die meisten Menschen nehmen das, was alle nehmen: Vanille.

Die Vanilleleute, das sind die Guten. Sie sind weitverbreitet wie Coca-Cola. Ihr Gewissen ist so weiß wie ihre Zähne, sie sind großgewachsen und braungebrannt und vorzeigbar, sie essen bei McDonald's, bringen den Müll raus, haben ein Diplom und würden nie jemanden in den Rücken schießen.

Aber bei den bösen Buben gibt es unendlich viele Geschmacksrichtungen. Die Bösen lügen, die Bösen betrügen, die Bösen lassen die Herzen schneller schlagen – und manchmal auch plötzlich stehenbleiben. Darum habe ich *boesebuben* eingerichtet. Ursprünglich konzipiert als Blog-Community, die sich mit Bösewichtern im gesamten literarischen Universum beschäftigt, inzwischen ein Forum für böse Kerle, die sich außer Reichweite der Ethikpolizei tummeln, sich ihrer Verbrechen rühmen, sich brüsten und ihre Niedertracht stolz zur Schau stellen wollen.

Zurzeit ist die Mitgliedschaft offen; um zugelassen zu werden, braucht es nur ein einziges Posting – eine längere Geschichte, ein Essay oder einfach eine kurze Skizze. Wenn man etwas gestehen will, ist es der ideale Ort: keine Namen, keine Regeln, keine Farben – außer einer.

Nein, nicht Schwarz, auch wenn man das erwarten würde. Schwarz engt viel zu sehr ein. Schwarz deutet auf mangelnde Tiefe hin. Blau hingegen ist kreativ und melancholisch. Blau ist die Musik der Seele. Und Blau ist die Farbe unseres Stamms, es umfasst alle Schattierungen der Niedertracht, alle sündhaften Wünsche.

Bis jetzt ist der Stamm noch klein, mit weniger als einem Dutzend regelmäßiger Besucher.

Da ist zunächst *Captainteddykiller*: Andy Scott aus New York. Caps Blog ist eine Mischung aus superklugen Witzen, pornographischer Fantasy und wüsten Beleidigungen – gegen Neger, Schwule, Idioten, Fettsäcke, Christen und neuerdings auch Franzosen –, aber ich bezweifle, dass er jemals irgendjemanden oder -etwas umgebracht hat.

Als Nächstes *Chrysalisbaby*, alias Chryssie Bateman aus Kalifornien. Sie ist ein echter Körper-Freak, auf Diät, seit sie zwölf ist; in-

zwischen wiegt sie fast dreihundert Pfund. Verliebt sich ständig in grausame Männer. Lernt's nicht. Wird's nie lernen.

Dann *ClairDeLune*, für ihre Freunde Clair Mitchell. Sie stammt von hier, unterrichtet kreativen Selbsta Ausdruck am Malbry College (was ihren etwas überheblichen Tonfall und ihre Sucht nach literarischem Psychoquatsche erklärt) und leitet eine Online-Schreibgruppe und eine nicht unbeträchtliche Fansite, die einem gewissen älteren Charakterdarsteller gewidmet ist – nennen wir ihn Angel Blue, den blauen Engel –, für den sie schwärmt. Angel ist eine ungewöhnliche Wahl, ein Schauspieler, der sich auf halbseidene Typen spezialisiert hat, auf Serienmörder und andere ausgewählte Bösewichter. Kein Superpromi, aber man kennt sein Gesicht. Sie stellt oft Bilder von ihm hier ein. Erstaunlicherweise sieht er mir irgendwie ähnlich.

Es folgen *Toxic69*, alias Stuart Dawson aus Leeds – bei einem Motorradunfall verkrüppelt, verbringt er sein wuterfülltes Leben online, wo ihn bloß niemand bemitleiden darf –, und *Purepwnage9* aus Fife, der für Warcraft und Second Life lebt, ungeachtet der Tatsache, dass sein eigenes Leben zügig und zuverlässig den Bach runtergeht. Dazu noch eine Anzahl Zuschauer und Gelegenheitsbesucher, *JennyTricks*, *BombeNummer20*, *Jesusistmeincopilot* und so weiter, die zu unseren verschiedenen Einträgen eine unterhaltsame Reihe an Kommentaren liefern und Bewunderung, Empörung, Jubel oder bloße Banalitäten beisteuern.

Und dann ist da noch *Albertine*. Sie ist eindeutig anders als die anderen, in ihren Einträgen klingt etwas Bekenntnishafte an, was ich ziemlich reizvoll finde, eine Andeutung von Gefahr, ein dunkler Unterton, in einem Stil, der dem meinen gleicht. Und sie lebt hier im Ort, nur ein paar Querstraßen entfernt.

Zufall?

Nicht ganz. Natürlich habe ich sie beobachtet. Besonders seit dem Tod meines Bruders. Nicht aus Bosheit, sondern aus Neugier, sogar mit einem gewissen Neid. Sie scheint von sich selbst so überzeugt zu sein. So gelassen. So sicher in ihrer kleinen Welt, ohne jede Ahnung,

was draußen vor sich geht. Ihre Blog-Einträge sind intim, offenherzig und seltsam naiv, man käme nie darauf, dass sie eine von uns ist, eine Böse unter Bösen. Ihre Finger tanzten wie kleine Derwische über die Klaviertasten. Daran erinnere ich mich, und an ihre sanfte Stimme und ihren Namen, der einen Rosenduft verströmt.

Der Dichter Rilke wurde von einer Rose getötet. Wie romantisch! Ein Kratzer von einem Dorn, der sich entzündete, ein vergiftetes Geschenk. Ich persönlich sehe keinen Reiz darin. Mir sind Orchideen lieber, die Subversiven in der Pflanzenwelt, die sich schlau und listig ans Leben klammern. Rosen sind so gewöhnlich, mit ihren Büscheln aus Blütenblättern in übelkeiterregendem Kaugummirosa, ihrem durchtriebenen Duft, ihren ungesunden Blättern, ihren verschlagenen kleinen Dornen, die einem im Herzen herumstochern –

*O rose, thou art sick* – O Rose, du bist krank.  
Aber sind wir das nicht alle?

*Ihr lest das Blog von **blauauge**.*

**Eingestellt** am Montag, den 28. Januar um 23:30 Uhr

**Zugang:** eingeschränkt

**Gefühlslage:** besinnlich

**Höre gerade:** *Radiohead*: ›Creep‹

Nennt mich B. B. Das machen alle. Niemand außer der Polizei und den Bankangestellten benutzt meinen richtigen Namen. Ich bin zweiundvierzig und eins fünfundsiebzig, habe graubraune Haare, blaue Augen und mein ganzes bisheriges Leben in Malbry verbracht.

Malbry – es wird *Mah-bri* ausgesprochen. Schon das Wort riecht nach Scheiße. Aber was Wörter angeht, ihren Ton und Klang, bin ich außergewöhnlich empfindlich. Darum habe ich mir auch den hiesigen Dialekt abgewöhnt und bin das Stottern aus der Kindheit losgeworden. Hier in Malbry dominieren übertrieben betonte Vokale und unbeholfen klingende Verschlusslaute, so dass jedes Wort wie mit einem schmierigen Film überzogen scheint. Man kann sie überall in der Siedlung hören: junge Mädchen mit zurückgezurrten Haaren, die *Heyaaa* rufen, ein Wort in der Farbe von künstlichen Erdbeeren. Die Jungen artikulieren weniger deutlich. Stimmbrüchig zwischen Jodeln und Brummen, mit Anklängen von Bier und dem Mief aus den Umkleidekabinen, murmeln sie *Freak* und *Loser*,

wenn ich vorbeigehe. Meistens höre ich sie gar nicht. Mein Leben ist von einem Soundtrack unterlegt, den mein iPod liefert. Ich habe mir mehr als zwanzigtausend Tracks daraufgeladen und zweiundvierzig Playlists, eine für jedes Jahr meines Lebens, jede mit einem eigenen Thema.

*Freak.* Das sagen sie, weil sie mich verletzen wollen. In ihrer Welt ist es offenkundig das Schrecklichste, was einem passieren kann, wenn man als Freak abgestempelt wird. Für mich gilt genau das Gegenteil. Das Schlimmste wäre, so zu sein wie sie: früh zu heiraten, keine Arbeit zu finden und von der Stütze zu leben. Sie haben nichts gelernt, als Biertrinken und billige Zigaretten zu rauchen, und bekommen Kinder, die dazu verdammt sind, so zu werden wie sie selbst – denn wenn diese Leute zu etwas taugen, dann dazu, sich zu vermehren, sie leben nicht lange, aber weiß Gott, sie breiten sich aus, und wenn es mich zum Freak macht, dass ich nichts davon geschenkt haben möchte ...

Tatsächlich bin ich ziemlich normal. Man sagt, das Schönste an mir seien meine Augen, auch wenn ihre Farbe manchen zu kühl ist. Ansonsten falle ich kaum auf. Ich bin auf angenehme Weise unscheinbar. Ich rede nicht viel, und dann auch nur das Nötigste. So kann man in diesem Kaff überleben und bleibt ungestört. Denn Malbry ist einer der Orte, wo Geheimnisse, Klatsch und Gerüchte nur so herumschwirren. Ich muss außerordentlich vorsichtig sein, um nichts Falsches zu enthüllen.

Eigentlich ist es hier gar nicht so schrecklich. Das alte Village ist sogar ziemlich hübsch, mit seinen schiefen, steingemauerten Cottages, wie sie für York typisch sind, der Kirche und der Zeile kleiner Läden. Dort gibt es selten Ärger, außer vielleicht am Samstagabend, wenn die Jugendlichen vor der Kirche herumhängen, während ihre Eltern weiter unten an der Straße im Pub sitzen. Dann kaufen sie Pommes bei dem chinesischen Take-away und werfen das Papier in die Büsche.

Weiter westlich befindet sich die Allee der Millionäre, wie Ma sie nennt: eine Straße mit großen Häusern, die hinter Bäumen ver-

steckt sind. Hohe Kamine, dicke Geländewagen, Tore, die mit Fernbedienung zu öffnen sind. Jenseits davon liegt die Privatschule St. Oswald, umgeben von einer drei Meter hohen Mauer und einem Tor mit Wappen. Im Osten folgen die aus roten Ziegeln gemauerten Reihenhäuser der Red City, wo meine Mutter geboren ist, im Westen die White City, ganz Kieselrauputz und Ligusterhecken. Nicht ganz so vornehm wie das Village, aber ich habe gelernt, die Gefahrenzonen zu meiden. Dort, am Rand der großen Siedlung, steht unser Haus. Ein viereckiges Rasenstück, ein Blumenbeet, eine Hecke, um die Nachbarn fernzuhalten. In diesem Haus bin ich auf die Welt gekommen, und seitdem hat es sich kaum verändert.

Ich habe ein paar besondere Privilegien. Ich fahre einen Peugeot 307, der auf meine Mutter zugelassen ist. Ich habe ein Arbeitszimmer voll mit Bücherregalen, einer iPod-Dockingstation, einem Computer und einer Wand mit CDs. Ich habe eine Orchideensammlung, die meisten davon zwar bloß Hybriden, aber auch ein oder zwei seltene *Zygopetala*, deren Namen nach dem südamerikanischen Regenwald duften, aus dem sie stammen, und die erstaunliche Farben haben: kraftvolle Schattierungen von obszönem Grün und einem fleckigen, knalligen Schmetterlingsblau, das sich auf keinem Farbfächer findet. Im Keller habe ich eine Dunkelkammer, wo ich meine Fotos entwickle. Natürlich zeige ich sie nicht. Aber ich bilde mir gern ein, dass ich Talent habe.

Jeden Werktag um fünf Uhr morgens trete ich im Krankenhaus von Malbry zur Arbeit an – zumindest war das bis vor kurzem so –, mit Anzug, blaugestreiftem Hemd und Aktentasche. Auf die Tatsache, dass ihr Sohn zur Arbeit einen Anzug trägt, ist meine Mutter sehr stolz. Was ich tatsächlich tue, interessiert sie dagegen kaum. Ich bin alleinstehend, heterosexuell und kann mich gut ausdrücken, und wäre dies eines der Fernseh-dramen, wie *ClairDeLune* sie liebt, dann würden mich mein untadeliger Lebenswandel und mein unbefleckter Ruf möglicherweise zum Hauptverdächtigen machen.

In der realen Welt falle ich allerdings nur den Jugendlichen auf. Für sie ist ein erwachsener Mann, der noch bei seiner Mutter

lebt, ein Pädophiler oder ein Schwuler. Aber das sind Vorurteile, die kaum einer tatsächlichen Überzeugung entstammen. Wenn sie mich für gefährlich hielten, würden sie sich ganz anders benehmen. Sogar als damals dieser Schuljunge umgebracht wurde, der aus der St.-Oswald-Schule ganz in der Nähe, fand niemand mich auch nur der geringsten Ermittlung wert.

Es versteht sich von selbst, dass ich neugierig war. Ein Mord ist immer faszinierend. Außerdem war ich damals bereits dabei, das Handwerk zu lernen, und ich wusste, jede Information, jeder Hinweis konnte nützlich sein. Ein hübscher, sauberer Mord hat mir schon immer gefallen, doch kaum welche gehören in diese Kategorie. Die meisten Mörder sind berechenbar, die meisten Morde dreckig und banal. Es ist doch eigentlich ein Verbrechen für sich, dass dieser köstliche Akt, ein Leben zu nehmen, etwas so Gewöhnliches geworden ist, dem es an jeder Kunstfertigkeit mangelt. Meint ihr nicht?

In der Fiktion gibt es den vollkommenen Mord nicht. Im Film macht der Böse – der grundsätzlich brillant und charismatisch ist – stets einen tödlichen Fehler. Er übersieht Kleinigkeiten. Er erliegt dem Drang zur Prahlerei, wird Opfer einer bedauerlichen Fehlkalkulation. Mag der Überzug auch noch so dunkel sein, im Film bleibt der Vanillekern immer erkennbar. Alle, die es verdient haben, kriegen ein Happy End, der Böse bekommt eine Gefängnisstrafe, einen Schuss ins Herz, oder, noch besser, noch dramatischer und befriedigender (wenn auch statistisch unwahrscheinlich), er stürzt von einem hohen Gebäude; das belastet den Staat nicht und befreit den Helden von der Schuld, den Scheißkerl selbst erschossen zu haben.

Ich weiß allerdings zufällig, dass das so nicht stimmt. Ich weiß, dass die meisten Mörder weder brillant noch charismatisch, sondern oft minderbegabt und ziemlich dämlich sind. Und die Polizei hat so sehr mit der Bürokratie zu kämpfen, dass ihr die simpelsten Morde entgehen – die Messerstechereien, Schießereien, Faustkämpfe, die außer Kontrolle geraten sind. Verbrechen, bei denen der Täter,

wenn er sich überhaupt vom Tatort entfernt hat, oft im nächsten Pub zu finden ist.

Ihr könnt mich gern einen Romantiker nennen, aber ich glaube an das perfekte Verbrechen. Wie die wahre Liebe ist es lediglich eine Sache von Timing und Geduld. Man darf den Glauben daran nicht verlieren, darf die Hoffnung nicht aufgeben, muss den *diem carpen*, den Tag nutzen ...

So hat mich mein Interesse hierhergeführt, in mein einsames Refugium auf *boesebuben*. Ein harmloses Interesse zunächst, obwohl ich die Möglichkeiten, die sich daraus ergaben, bald auch spannend fand. Zunächst war es bloße Neugier, ein Mittel, andere ungesehen zu beobachten, eine Welt jenseits meiner eigenen zu erforschen, jenseits des engbegrenzten Dreiecks aus Malbry, dem Village und dem Nether-Edge-Moor, aus dem ich mich nie herausgewagt habe. Das Internet mit seinen Millionen von Landkarten war mir so fremd wie der Jupiter – und dann geriet ich eines Tages plötzlich dort hinein, beinahe zufällig, ein Ausgestoßener, der die wechselnde Szenerie betrachtet und dem allmählich dämmert, dass er hierher gehört. Hierher konnte ich mich flüchten, vor Malbry, meinem Leben und meiner Mutter.

*Meine Mutter*. Wie das klingt. *Mutter* ist ein schwieriges Wort, so dicht besetzt mit komplexen Assoziationen, dass ich es beinahe nicht erkennen kann. Manchmal nimmt es das jungfräuliche Blau einer Marienstatue an, manchmal ist es grau wie die Staubmäuse unter dem Bett, wo ich mich als Kind immer versteckt habe, oder grün wie der Tischbezug eines Marktstandes. Es riecht nach Unsicherheit und Verlust, nach matschigen Bananen, nach Salz, nach Blut und nach Erinnerung.

*Meine Mutter*. Gloria Winter. Sie ist der Grund, warum ich immer noch hier bin, warum ich all die Jahre nicht aus Malbry herausgekommen bin, wie eine Pflanze, die zu tief im Topf steckt, um zu blühen. Ich bin bei ihr geblieben. Wie auch alles andere. Abgesehen von den Nachbarn hat sich bei uns nichts geändert. Das Haus mit den drei Schlafzimmern, der Axminster-Teppich, die auf schwin-

delirierende Weise geblühte Tapete, der goldgerahmte Spiegel in der Küche, hinter dem sich ein Loch im Putz versteckt, der ausgebleichene Farbdruck des *Chinesischen Mädchens*, die Lackvase auf dem Kaminsims, die Hunde.

Die Hunde. Diese grässlichen Porzellanhunde.

Anfangs waren sie nur eine Liebhaberei, aber inzwischen ist die Sache völlig aus dem Ruder gelaufen. Auf jeder Oberfläche stehen Hunde: Spaniels, Schäferhunde, Chihuahuas, Dachshunde, Yorkshire-Terrier (ihre Lieblingshunde). Es gibt Hunde-Spieluhren, Hundeporträts, Hunde, die wie Menschen gekleidet sind, Hunde mit eifrig heraushängender Zunge, hüpfende Hunde, aufmerksam sitzende Hunde, Hunde mit bettelnd gehobenen Pfoten, auf deren Köpfen kleine rosafarbene Schleifen prangen.

Als Kind habe ich einmal einen zerbrochen, und sie hat mich – obwohl ich die Tat geleugnet habe – mit einem Elektrokabel geschlagen. Bis heute hasse ich die Hunde. Sie weiß das auch, aber es sind ihre Babys, wie sie mit einer schrecklichen, mädchenhaften Koketterie erklärt, und außerdem beschwere sie sich ja auch nicht über meine scheußlichen Sachen im Obergeschoss.

Sie hat keine Ahnung, was ich da treibe. Ich habe meine eigenen privaten Räume, die sie nicht betreten darf, jedes Zimmer mit einem Schloss an der Tür. Das ausgebaute Dachgeschoss und das Arbeitszimmer, das Bad, das Schlafzimmer und die Dunkelkammer im Keller. Dort habe ich mich eingerichtet, mit meinen Büchern, meinen Playlists, meinen Online-Freunden, während sie ihre Tage im Wohnzimmer verbringt, dem *Salon*, wo sie raucht, Kreuzworträtsel löst, abstaubt und Frühstücks- und Nachmittagsfernsehen schaut.

*Salon*. Dieses Wort habe ich immer schon gehasst, es stinkt nach vorgetäuschter Großbürgerlichkeit und Zitrus-Potpourri. Inzwischen, mit den ausgebleichenen Chintz-Möbeln, den Porzellanhunden und dem Mief der Verzweiflung, hasse ich es noch viel mehr. Doch ich könnte sie einfach nicht alleinlassen. Das wusste sie von Anfang an, sie war fest entschlossen, mich hierzubehalten, an

sie gekettet, ein Gefangener, ein Sklave. Und ich bin ihr ein pflichtbewusster Sohn. Ich Sorge dafür, dass ihr Garten immer ordentlich ist. Ich kümmere mich darum, dass sie ihre Medikamente nimmt. Ich fahre sie zum Salsakurs (Ma kann Auto fahren, lässt sich aber lieber kutschieren). Und manchmal, wenn sie nicht zu Hause ist, dann träume ich ...

In meiner Mutter kommen die unterschiedlichsten Konflikte und Widersprüche zusammen. Die Marlboros haben ihren Geruchssinn zerstört, aber sie legt immer L'Heure Bleue von Guerlain auf. Sie kann Romane nicht ausstehen, liest aber gern Wörterbücher und Lexika. Sie kauft Fertiggerichte bei Marks & Spencer, geht aber für Obst und Gemüse auf den Markt – und nimmt dann nur die billigsten Früchte, welk und angestoßen und mit faulen Stellen.

Zweimal in der Woche, und zwar unter Garantie (selbst in der Woche von Nigels Tod), zieht sie sich ein Kleid und hohe Schuhe an, und ich fahre sie zum Salsakurs in der Volkshochschule von Malbry. Danach trifft sie sich mit ihren Freundinnen im Ort und trinkt irgendeinen Mode-Tee oder vielleicht einen Sauvignon Blanc und unterhält sich in ihrer bemüht vornehmen Stimme über mich und meine Arbeit im Krankenhaus, wo ich (ihren Behauptungen nach) unverzichtbar bin und jeden Tag Leben rette. Um acht hole ich sie dann wieder ab, auch wenn es mal gerade fünf Minuten Fußweg zur Bushaltestelle sind. *Diese Typen mit den Kapuzenjacken in der Siedlung*, sagt sie. *Die stechen dich nieder, wenn sie dich nur sehen*.

Vielleicht hat sie recht mit ihrer Vorsicht. Die Mitglieder unserer Familie scheinen, was Unfälle angeht, recht gefährdet zu sein. Trotzdem würde mir der Kapuzenjackentyp, der sich mit meiner Mutter anlegt, leidtun. Sie weiß auf sich aufzupassen. Selbst jetzt noch, mit neunundsechzig, hat sie eine rasiermesserscharfe Zunge. Und sie schlägt zurück, gegen alles, was uns bedroht. Vielleicht etwas weniger grob als damals zu Zeiten des Elektrokabels, aber es empfiehlt sich noch immer, Gloria Winter nicht in die Quere zu kommen. Diese Lektion habe ich früh gelernt. Zumindest in der Hinsicht war ich frühreif. Nicht so klug wie Emily White, das kleine

blinde Mädchen, dessen Geschichte meinem Leben erst so recht Farbe verliehen hat, aber doch klug genug, um zu überleben, im Gegensatz zu meinen Brüdern.

Doch ist das nicht alles längst vorbei? Emily White ist schon lange tot, ihre schwermütige Stimme verstummt, ihre Briefe sind verbrannt, die unscharfen Blitzlicht-Fotos in geheimen Schubladen und auf Bücherregalen in der Villa verstaubt. Und selbst wenn das nicht so wäre, die Presse hat sie so gut wie vergessen. Es gibt andere Dinge herauszuschreiben, neuere Skandale, an denen man sich festbeißen kann. Das Verschwinden eines kleinen Mädchens vor über zwanzig Jahren beschäftigt die Öffentlichkeit nicht mehr. Die Leute haben sich anderem zugewandt. Sie vergessen. Ich sollte das auch tun.

Da gibt es nur ein Problem: Nichts hört jemals auf. Wenn mir Ma eines beigebracht hat, dann, dass nichts je wirklich vorbei ist. Es ist nur im Inneren verschwunden, wie bei einem Wollknäuel. Der Faden wandert immer rundherum, kreuzt sich hier und kreuzt sich da, bis alles schließlich unter einem Gewirr von Jahren verborgen ist. Aber nur versteckt zu sein genügt nicht. Irgendjemand wird dir immer auf die Schliche kommen. Irgendjemand liegt immer auf der Lauer. Wenn du eine Sekunde lang nicht aufpasst, dann – *Wumm!* – fliegt alles in die Luft.

Nehmen wir das Mädchen im Dufflecoat, das mit seinen rosigen Wangen und dem unschuldigen Blick wie Rotkäppchen aussieht. Könnt ihr euch vorstellen, dass sie nicht das ist, was sie zu sein scheint? Dass sich hinter dem harmlosen Äußeren das Herz eines Raubtiers verbirgt? Schaut sie euch an, würdet ihr meinen, dass sie jemandem das Leben nehmen kann?

Bestimmt nicht. Nur – wer weiß!

Mir aber wird nichts passieren. Ich habe alles viel zu gut geplant. Und wenn es doch hochgeht – was bekanntlich unvermeidlich ist –, dann wird sich *Blauauge* am anderen Ende der Welt an einem Strand im Schatten aalen, auf die Geräusche der Brandung lauschen und den Möwen über sich zuschauen.

Doch das ist Zukunftsmusik. Im Moment beschäftigen mich andere Dinge. Es wird Zeit für eine weitere Geschichte, finde ich. Als Prosafigur gefalle ich mir besser. Wie Clair ganz richtig beobachtet hat, schafft die Erzählstimme in der dritten Person Distanz, sie gibt mir die Macht zu sagen, was ich will. Und es ist nett, wenn man ein Publikum hat. Selbst ein Mörder lässt sich gern loben. Vielleicht schreibe ich deshalb solche Sachen. Jedenfalls will ich damit kein Geständnis ablegen. Aber ich gebe zu, jedes Mal, wenn jemand einen Kommentar einstellt, macht mein Herz einen Sprung, sogar bei Chryssie oder Cap, die ein Genie nicht erkennen würden, wenn es sie in die Nase beißt.

Manchmal komme ich mir vor wie ein Katzenkönig, der eine Armee von Mäusen befehligt – ein Raubtier zwar, aber doch geschmeichelt von den bewundernden Stimmen. Es geht schließlich immer um Anerkennung, und wenn ich mich am Morgen einlogge und die Liste an Messages sehe, die mich erwartet, dann tröstet mich das absurderweise.

Losers, Opfer, Parasiten – und doch kann ich nicht aufhören, sie zu sammeln, wie meine Orchideen, wie damals die zuckenden Dinger in meinem blauen Eimer, wie ich einst selbst gesammelt wurde.

Ja, es wird Zeit für einen weiteren Mord. Für einen öffentlichen Eintrag in meinem Blog, um meine privaten Überlegungen auszugleichen. Noch besser, für einen weiteren *Mörder*. Denn auch wenn ich von ihm spreche ... ihr und ich, wir wissen doch, dass es nur um mich geht.

Ihr lest das Blog von **blauauge**, gepostet auf:

**boesebuben@webjournal.com**

**Eingestellt** am Dienstag, den 29. Januar um 3:56 Uhr

**Zugang:** öffentlich

**Gefühlslage:** *übel*

**Höre gerade:** Nick Lowe: ›The Beast In Me‹

Die meisten Unfälle passieren im eigenen Heim. Das weiß er nur zu genau, schließlich hat er den größten Teil seiner Kindheit damit zugebracht, alles zu vermeiden, was ihm Schaden zufügen könnte. Den Spielplatz mit den Schaukeln und Karussells, an dessen Rand weggeworfene Spritzen lagen. Den Fischweiher mit seinem schlammigen Ufer, wo ein kleiner Junge so leicht ausrutschen und in den schilfigen Tiefen zu Tode kommen kann. Fahrräder, die ihn vielleicht auf den Asphalt werfen würden, so dass er sich Knie und Hände aufschlägt – oder schlimmer noch, ihn unter die Räder eines Busses schleudern, wo ihm wie einer Orange die Haut abgezogen wird und er in Einzelteilen auf der Straße liegen bleibt. Andere Kinder, die vielleicht nicht verstehen können, wie besonders er ist, wie empfindlich – gemeine Jungs, die ihm die Nase blutig schlagen, gemeine Mädchen, die ihm das Herz brechen ...

Es kann so leicht zu Unfällen kommen.

Und darum weiß er inzwischen sehr gut, wie man einen Unfall

herbeiführt. Vielleicht einen Autounfall, denkt er, oder einen Treppensturz oder einfach einen hübschen Kabelbrand. Aber wie verursacht man einen Unfall – natürlich einen *tödlichen* – bei jemandem, der nicht Auto fährt, der keine gefährlichen Sportarten ausübt und dessen Vorstellung von einer wilden Nacht darin besteht, *mal im Ort vorbeizuschauen* (niemals bloß *dorthin zu gehen*) und sich mit Freundinnen auf ein bisschen Klatsch und ein Glas Wein zu treffen?

Er fürchtet sich nicht vor der Tat selbst. Er fürchtet das, was daraus folgt. Er weiß, dass die Polizei ihn verhören wird. Er weiß, dass man ihn verdächtigen wird, auch wenn das Geschehen noch so zufällig aussieht. Er wird Rede und Antwort stehen und seine Unschuld beteuern müssen, sie davon überzeugen, dass er nichts dafür kann ...

Darum ist es wichtig, dass er den Zeitpunkt sorgfältig wählt. Es darf keinerlei Fehlerwahrscheinlichkeit geben. Er weiß, dass es bei Mord ganz ähnlich ist wie beim Sex: Manche Leute schaffen es, sich Zeit zu lassen. Sie genießen die Rituale der Verführung, Zurückweisung und Wiederbegegnung, die freudige Spannung, die aufregende Jagd. Aber die meisten wollen es nur hinter sich bringen, um den Trieb so schnell wie möglich aus dem Körper zu kriegen, sich eilig wieder aus dem Grauen der Intimität zu lösen; sie verlangt es nur nach Erleichterung.

Gute Liebhaber wissen, dass es darum gar nicht geht.

Gute Mörder wissen das auch.

Nicht, dass er ein guter Mörder wäre. Er ist nur ein eifriger Amateur. Noch hat er keine konkrete Methode, noch kommt er sich vor wie ein unbekannter Künstler, der seinen Stil erst finden muss. Das ist eine der schwersten Aufgaben – für einen Künstler und auch für einen Mörder. Wie alle Akte der Selbstbestätigung verlangt Mord ein enormes Maß an Selbstvertrauen. Und er kommt sich noch immer wie ein Anfänger vor: schüchtern, unsicher, empfindlich gegen Kritik und nur zögernd bereit, mit seinem Talent an die Öffentlichkeit zu gehen. Er ist trotz allem verletzlich und hat nicht nur Angst

vor der Tat selbst, sondern vor allem vor den Reaktionen darauf, vor den Leuten, die ihn ganz bestimmt verurteilen, verdammen und missverstehen werden.

Aber er hasst sie natürlich. Sonst würde er solche Pläne nicht schmieden, er ist kein dostojewskischer Mörder, der zufällig und gedankenlos handelt. Er hasst sie mit einer Leidenschaft, die er so noch nie empfunden hat, einer Leidenschaft, die in ihm aufwallt wie Blut, ihn hinwegschwemmt wie eine bittere, traurig blaue Welle ...

Er stellt sich vor, wie es wäre, sie ein für alle Mal los zu sein, befreit zu sein von ihrer ständigen Anwesenheit. Von ihrer Stimme, ihrem Gesicht, ihrer ganzen Art. Aber er hat Angst und ist unerfahren, und daher plant er die Tat sorgfältig, er wählt sein Objekt (auf keinen Fall will er das Wort *Opfer* verwenden) den Regeln entsprechend aus, bereitet die Sache mit jener Ordentlichkeit und Genauigkeit vor, die er auf alles verwendet.

Ein Unfall. Was sonst.

Ein höchst bedauerlicher Unfall.

Er weiß, dass man, um die Grenzen zu erweitern, erst einmal lernen muss, nach den Regeln zu spielen. Eine solche Tat bedarf des Trainings, man muss seine Kunstfertigkeit an einfachem Material schulen, ehe man sich an das Meisterstück wagt – wie ein Bildhauer, der zunächst mit Lehm arbeitet: Was nicht vollkommen ist, wirft er weg und wiederholt den Entwurf, bis er das gewünschte Ergebnis erreicht. Es wäre naiv, schon beim ersten Anlauf Großes zu erwarten. Wie beim Sex und in der Kunst ist das erste Mal oft glanzlos, ungeschickt und peinlich. Darauf ist er vorbereitet. Sein wesentliches Ziel ist es, nicht gefasst zu werden. Es muss ein Unfall sein – und seine Beziehung zu dem Objekt muss distanziert genug sein, damit er denjenigen, die nach ihm suchen werden, die Stirn bieten kann.

Ihr seht schon, er denkt wie ein Mörder. Er fühlt in seinem Herzen bereits den Glanz. Niemals würde er jemandem Schaden zufügen, der es nicht verdient hat zu sterben. Er ist vielleicht böse, aber unfair ist er nicht. Und auch nicht sittlich verwaorlost. Er will

kein gewöhnlicher, prügelnder, gedankenloser, schlampiger, reuevoller Krimineller sein. So viele Menschen sterben einen sinnlosen Tod – aber in ihrem Fall wird es einen guten Grund geben, eine Logik und, ja, eine Art von Gerechtigkeit. Ein Parasit weniger, und schon ist die Welt ein besserer Ort.

Ein durchdringender Ruf aus dem Erdgeschoss unterbricht seine Phantasien. Ein ärgerlich schuldbewusster Schauer überläuft ihn. Sie betritt sein Zimmer fast nie. Und warum sollte sie die Treppe hinaufgehen, wenn sie weiß, dass er auf einen Ruf von ihr heruntersommen wird?

»Wer ist denn da bei dir?«, fragt sie.

»Niemand, Ma.«

»Ich habe aber ein Geräusch gehört.«

»Ich habe gearbeitet, im Internet.«

»Und dich mit deinen ausgedachten Freunden unterhalten.«

*Ausgedachte Freunde. Der ist gut, Ma.*

*Ma.* Ein Ton wie von einem Baby, ein Ton, der an Krankheit und Bettlägerigkeit denken lässt, ein so schwächlicher, milchiger, hilfloser Ton, dass er am liebsten schreien würde.

»Na, dann komm runter. Es ist Zeit für deinen Trank.«

»Moment ... ich bin gleich da.«

*Mörder. Mutter.* Die Wörter ähneln sich. Matriarchat. Matrizid. Parasit. *Patrizid* – etwas, womit man Parasiten loswird. Die Wörter haben alle verschiedene Blauschattierungen, wie das Blau der Decke, mit der sie ihn, als er noch ein Kind war, jeden Abend fest zugedeckt hat und die nach Äther und warmer Milch roch.

*Gute Nacht. Schlaf gut.*

Jeder Junge liebt seine Mutter, denkt er. Und seine Mutter liebt ihn so sehr. *So sehr, dass ich dich am liebsten fressen würde.* Und vielleicht hat sie das auch getan, zumindest fühlt es sich so an. Als hätte ihn etwas hinuntergeschluckt, langsam, aber erbarmungslos, unausweichlich. Hinuntergesaugt in den Bauch des Monsters.

Fressen, Schlucken – *to swallow. Swallow*, die Schwalbe. Das ist

ein blaues Wort. Es fliegt nach Süden, ins Blaue hinein. Und es riecht nach Meer und schmeckt nach Tränen, und dabei muss er wieder an den Eimer denken und an die armen, gefangenen, zuckenden Dinger, die in der Sonne sterben.

Sie ist so stolz auf ihn, sagt sie, auf seine Arbeit, seine Intelligenz, seine Gabe. *The gift*, die Gabe, das ist auf Deutsch kein Geschenk, sondern etwas sehr Gefährliches. Vorsicht vor Deutschen, die Geschenke bringen. Vorsicht vor Schwalben, die nach Süden fliegen. Nach Süden zu den Inseln seiner Träume: den blauen Azoren, den Galapagos-Inseln, nach Tahiti oder Hawaii.

*Hawaii. Weiiiit.* Der südlichste Rand seiner geistigen Landkarte duftet nach exotischen Gewürzen. Natürlich ist er dort noch nie gewesen. Aber ihm gefällt der einschläfernde Klang des Wortes, ein Name, der wie ein Lachen klingt. Weißer Sand und Palmenstrände und blauer Himmel, über den dicke Schönwetterwolken segeln. Der Geruch nach Frangipani. Hübsche Mädchen in farbenfrohen Sarongs und Blumen im langen Haar ...

Dabei weiß er eigentlich, dass er niemals in den Süden fliegen wird. Trotz all ihrer Ambitionen ist seine Mutter nie viel gereist. Sie liebt ihre kleine Welt, ihre Phantasie, das Leben, das sie ihnen Stück für Stück in den Felsen der Vorstadt gegraben hat. Er weiß, dass sie hier niemals weggehen wird. Sie wird sich an ihm festklammern, am letzten ihrer Söhne, wie eine Entenmuschel, wie ein Parasit.

»He!« Sie ruft von unten nach ihm. »Kommst du jetzt? Du hast doch gesagt, dass du runterkommst.«

»Ja, ich komme schon, Ma.«

*Natürlich komme ich. Immer. Würde ich dich jemals anlügen?*

Das Eintauchen in die Verzweiflung, als er nach unten in den Salon geht, wo es nach irgendeinem billigen Lufterfrischer stinkt – mit Grapefruitaroma oder Mandarine –, fühlt sich an wie der Abstieg in den Bauch eines riesigen, übelriechenden sterbenden Tieres, eines Dinosauriers oder eines gestrandeten Blauwals. Der synthetische Zitrusgeruch bringt ihn beinahe zum Würgen.

»Komm her. Dein Trank ist fertig.«

Sie sitzt in der Kochnische, die Arme vor der Brust verschränkt, die Füße, die in hohen Schuhen stecken, wie beim Kamelreiten nach hinten gestreckt. Wie stets ist er einen Augenblick lang überrascht, wie winzig sie ist. Wenn er an sie denkt, stellt er sie sich immer größer vor, dabei ist sie viel kleiner als er, abgesehen von den Händen, die im Vergleich zu ihrem kleinen Vogelkörperchen erstaunlich massig wirken, mit missgestalteten Gelenken, von der Arthritis und auch von den Ringen, die sie über die Jahre gesammelt hat – ein Ring mit einem Sovereign, einer mit kleinen Diamanten, einer mit einem Campari-roten Turmalin, einer mit einem polierten Malachit und einer mit einem in Gold gefassten, flachen blauen Saphir.

Ihre Stimme ist gleichzeitig brüchig und seltsam schneidend. »Du siehst schlecht aus, B. B.«, bemerkt sie. »Brütest du vielleicht was aus?« Das sagt sie mit deutlichem Misstrauen, als hätte er sich absichtlich etwas eingefangen.

»Ich habe nicht gut geschlafen«, sagt er.

»Du musst deinen Vitamintrank zu dir nehmen.«

»Ma, mir geht's prima.«

»Der wird dir guttun. Komm schon, trink«, sagt sie. »Du weißt doch, was sonst passiert.«

Und er trinkt, wie er das immer tut, und es schmeckt wie ein schlammiges, fauliges Gemisch aus Obst und Fäkalien. Sie betrachtet ihn mit dem entsetzlich zärtlichen Blick ihrer dunklen Augen und küsst ihn sanft auf die Wange. Der Geruch ihres Parfüms – *L'Heure Bleue* – umhüllt ihn wie eine Decke.

»Warum legst du dich nicht hin? Schläfst ein bisschen vor heute Abend? Dass du im Krankenhaus so hart arbeiten musst, ist ein Verbrechen ...«

Und jetzt fühlt er sich wirklich krank, und er denkt, dass er sich vielleicht tatsächlich hinlegen sollte, ins Bett zurückgehen, den Kopf unter die Decke stecken, denn nichts kann schlimmer sein als das hier – das Gefühl, in ihrer Zärtlichkeit zu ertrinken.

»Siehst du?«, sagt sie. »Ma weiß es am besten.«

*Ma-ter. Ma-stiff. Ma-stodon.* Die Wörter schwimmen durch seinen Kopf wie Piranhas, die Blut gerochen haben. Es tut weh, aber er weiß, dass es später noch viel mehr weh tun wird. Schon sind die Ränder der Dinge von Regenbogenfarben umgeben, die in den nächsten Minuten aufblühen und wachsen und einen Nagel in seinen Schädel rammen werden, direkt hinter sein linkes Auge.

»Geht es dir auch bestimmt gut?«, fragt seine Mutter. »Soll ich mich zu dir setzen?«

»Nein.« Der Schmerz ist schlimm genug, ihre Anwesenheit würde alles nur noch schlimmer machen. Er zwingt sich zu einem Lächeln. »Ich muss bloß schlafen. In ein, zwei Stunden bin ich wieder auf dem Damm.«

Und dann dreht er sich um und geht nach oben. Er hält sich am Treppengeländer fest, der widerliche Geschmack des Vitamintranks wird überdeckt von einer plötzlichen Woge des Schmerzes, und beinahe wäre er gestürzt, aber er fängt sich wieder, denn er weiß, wenn er hinfällt, dann kommt sie und sitzt an seinem Bett, stundenlang, tagelang, so lange, wie der grässliche Kopfschmerz anhält.

Er lässt sich auf sein ungemachtes Bett fallen. Es gibt keinen Ausweg, sagt er sich. Das ist die Strafe. Schuldig im Sinne der Anklage. Und jetzt muss er seine Medizin nehmen, wie an jedem Tag seines Lebens, Medizin, die ihn von den bösen Gedanken befreit. Eine Kur gegen das, was in seinem Innern ist.

*Gute Nacht. Schlaf gut.*

Träum süß, *Blauauge*.

**Kommentare:**

**chrysalisbaby:** *wow echt hammermäßig*

**JennyTricks:** *(Posting gelöscht)*

**ClairDeLune:** *Das ist ziemlich faszinierend, **blauauge**. Was würdest du sagen, drückt sich da dein inneres Selbstgespräch aus, oder ist das ein Charakterporträt, das du irgendwann noch weiterentwickeln willst? Wie auch immer, ich würde gern mehr lesen!*

**JennyTricks:** *(Posting gelöscht)*